

Philosophische Mystik II. Mystik im Kontext von Religion, Gesellschaft und Politik

SoSe 2021

Reiner Manstetten

Hinweis: Alle Vorlesungstexte, die in diesem Semester verschickt werden, sind ausschließlich zum persönlichen Gebrauch

Zweite Vorlesung

Einleitung

Heute geht es um das Bedeutungsfeld von *ich* (kleingeschrieben) und *Ich* (großgeschrieben) im Hinblick auf eine philosophische Mystik. Dabei wird heute das Thema Mystik etwas kurz kommen, weil ich glaube, dass es gut ist, sich etwas Zeit zu lassen, gründlicher über dieses *ich* (kleingeschrieben oder großgeschrieben) nachzudenken. Viele Probleme nicht nur einer philosophischen Mystik entspringen aus Missverständnissen bezüglich der Frage nach dem *ich*.

Ich beginne mit einem kurzen Rückblick.

Vor vierzehn Tagen endete die Vorlesung mitten in der Kommentierung des Fragments *Urtheil und Seyn* von Friedrich Hölderlin. Hölderlin spricht dort vom *Sein* als einer *Vereinigung von Subjekt und Objekt*. Diese, sagt er, sei von einer solchen Art, *daß gar keine Teilung vorgenommen werden kann, ohne das Wesen desjenigen, was getrennt werden soll, zu verletzen*. Jedes *Urteil* aber, das heißt jede Aussage, die sagt, dass etwas so oder anders ist, dass dies der Fall, jenes aber nicht der Fall ist, jedes *Urteil*, so Hölderlin, ist Ausdruck einer vorausgegangenen *Ur-Teilung*. Diese aber, insofern sie Teilung ist, *verletzt das Wesen desjenigen, was getrennt werden soll*. **Jede Art von Unterscheidung ist, so aufgefasst, eine Verletzung des Wesens des Unterschiedenen – jedenfalls dann, wenn es um das Sein (und nicht irgendetwas sonst) geht.** Wo immer konstatiert, analysiert, kommentiert und erklärt wird, ist das *Sein* als *Sein*, so Hölderlin, bereits verloren. Wenn Kant den *Verstand* definiert als das *Vermögen der Urteile*, dann sagt Hölderlin, der Einsatz dieses Vermögens, das *Urteilen* also, sei eine Verletzung des Wesens, von dem im *Urteil* etwas festgestellt werden soll – jedenfalls dann, wenn es sich um das *Sein* selbst handelt. Wir haben diese Gedanken, insbesondere durch den Bezug zu Hölderlins Roman *Hyperion*, in die Diskussion über dasjenige hineingebracht, was man in der Regel unter mystischer Erfahrung versteht: ein Bewusstseins-Zustand, der jenseits der Sprache und des begreifenden Denkens ist. Das *Urteilen* würde damit in diese Erfahrung etwas hineinbringen, das sie *verletzen* würde.

Da schwingt einerseits eine geläufige Vorstellung mit: Was Mystik immer genau sein mag, Worte und Gedanken, sagt man. reichen nicht an das Wesen dessen heran, worum es geht. Das hört man immer wieder. Hölderlin aber geht einen Schritt weiter. Die Teilung, die Ur-teilung im Urteil **verfehlt** nicht nur das Sein, sondern sie **verletzt** es gewissermaßen. Im Hyperion ist es die *Besinnung*, die den Bewusstseinszustand der Erfahrung des Seins, der Alleinheit aufhebt, in *Urtheil und Seyn* aber wird deutlich, dass es die Bewusstwerdung des Selbst, das Einsetzen des Selbstbewusstseins ist, wodurch eine Teilung dessen bewirkt wird, das doch nicht geteilt werden darf. Es ist eine ganz besondere Unterscheidung, die vollzogen wird, wenn ich mir bewusst werde – in meiner Besonderheit, unterschieden von anderen Personen, die anders sind, aber ähnlich wie ich ebenfalls „sich bewusste werden“, unterschieden von Tieren, bei denen gerade in den letzten Jahren kontrovers wird, ob und inwieweit einige von ihnen sich bewusst werden, unterschieden von bewusstlosen Lebewesen und leblosen Dingen. Im *ich* sagen, darin steckt das Potenzial einer Teilung und Trennung.

Hölderlin sah schon den Satz, den er für den Elementarsatz hielt, in dem das Selbstbewusstsein zur Sprache kommt, als Anzeige einer Teilung oder Trennung: *Ich bin ich*. Hören wir noch einmal Hölderlins Worte: „*Wenn ich sage: Ich bin Ich, so ist das Subjekt (Ich) und das Objekt (Ich) nicht so vereinigt, daß gar keine Trennung vorgenommen werden kann, ohne das Wesen desjenigen, was getrennt werden soll, zu verletzen; im Gegenteil das Ich ist nur durch diese Trennung des Ichs vom Ich möglich. Wie kann ich sagen: Ich! ohne Selbstbewußtsein? Wie ist aber Selbstbewußtsein möglich? Dadurch daß ich mich mir selbst entgegensetze, mich von mir selbst trenne, aber ungeachtet dieser Trennung mich im entgegengesetzten als dasselbe erkenne.*“

Hölderlin erkennt, dass der Satz *ich bin ich* den Ausdruck *ich* in der Subjektsstelle und in der Prädikatsstelle so als identisch annimmt, dass darin etwas auseinandergeht wie Subjekt und Objekt: was immer ich von mir weiß – Wissender und Gewusster sind nicht schlechterdings eins.

Das kann so weit gehen, wie es Paulus in einer eindrucksvollen Beschreibung des Aktes der Selbstbewusst-Werdung darstellt: (Römer 7, 15 - 19): „*Denn ich weiß nicht, was ich tue. Denn ich tue nicht, was ich will; sondern was ich hasse, das tue ich. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, stimme ich dem Gesetz zu, dass es gut ist. So tue ich das nicht mehr selbst, sondern die Sünde, die in mir wohnt. Denn ich weiß, dass in mir, das heißt in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt. Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.*“

Vielleicht kann man Paulus' Worte hier als eine Illustration zu dem lesen, was wir gerade von Hölderlin hörten: *Wie ist aber Selbstbewußtsein möglich? Dadurch daß ich mich mir selbst*

entgegensetze, mich von mir selbst trenne, aber ungeachtet dieser Trennung mich im entgegengesetzten als dasselbe erkenne.

Ich möchte diesen Gedankengang hier abbrechen. Statt weiter Hölderlin zu kommentieren, übernehme ich aus den letzten zitierten Überlegungen ein Problemfeld, um es auf eine neue, vom Bisherigen ganz unabhängige Weise anzugehen: Das Problem des *Ich* oder des *Selbst*, die Frage nach der Stellung und Bedeutung des Selbstbewusstseins, betrachtet im Horizont der Frage nach der Mystik.

Das Ich – vorphilosophische Bemerkungen

Zu den merkwürdigsten Ausdrücken unserer Sprache gehören die Begriffe das *Ich*, das *Ego* oder auch das *Selbst*. Ohne die pronominalen Ausdrücke *ich* und *selbst* oder funktionale Äquivalente kann man sich menschliche Sprache und konkrete Sprechsituationen kaum denken.

Anders aber steht es mit den Substantivierungen: das Ich, das Selbst. Das sind keine alltagssprachlichen Ausdrücke, sie gehören dem abstrakten Denken oder, man kann auch sagen, der Philosophie an, oder besser, bestimmten philosophischen Epochen und Strömungen, wo sie zu bestimmten Zeiten auftauchen und systematische Funktionen erfüllen sollen.

In gewöhnlichen Umständen sagen wir zwar *ich*, oder sagen auch *ich selbst* oder *du selbst* oder *er, sie, es selbst*, aber die Substantivierung kommt uns nicht in den Sinn. *Ich habe Hunger, ich gehe jetzt zur Vorlesung*, so sprechen wir; seltener, gibt es auch Momente, wo wir fragen mögen: *Wer bin ich?, Wer oder was bin ich eigentlich?*, aber wir können nicht sagen: *Das oder mein Ich geht zur Vorlesung*, und auch die Frage: *Wer oder was ist mein Ich?* klingt komisch.

Dennoch kann man sich Verwendungen vorstellen, die die Substantivierung sinnvoll oder wenigstens nachvollziehbar erscheinen lassen. Der Philosoph Ernst Tugendhat, der, stark geprägt durch die sprachanalytische Tradition, solche Substantivierungen für unzulässig hält, kommt doch in seinem Buch *Egozentrität und Mystik* beim Nachdenken über den Tod an einen Punkt, da ihm die Formulierung entschlüpft: *Ich finde die Vorstellung, mich aufzulösen, grässlich*. Was aber wäre dieses Mich, dessen vorgestellte Auflösung Tugendhat grässlich fände? Es kann nicht der Leib sein, der ja in einem sogenannten Fließgleichgewicht dauernd Zellen abstößt und neue bildet, so dass etwa alle sieben Jahre keine alte Zelle mehr übrig ist. Meint Tugendhat *die Persönlichkeit Ernst Tugendhat*, als die er sich wahrscheinlich sein Leben lang in irgendeiner Weise wahrgenommen hat? Meint er eine *Identität*, die bei aller Veränderung dieselbe bleibt? Oder wäre es eine *unsterbliche Seele*? Obwohl der Agnostiker Tugendhat gerade diese letzte Vorstellung entschieden abwehren würde: Das Ich, substantiviert, oder gar das Selbst, etwa noch mit der Zuspitzung, das persönliche

Selbst, die Persönlichkeit, oder, in religiösen Kontexten, die Seele - mit solchen Ausdrücken verbinden sich Konnotationen von stabiler Identität, von Dauer, von Substanzhaftigkeit etc. bis hin zur Frage nach der Unsterblichkeit. Und zugleich kann damit ein Komplex von Fragen angesprochen werden, die existenziell sind – nicht nur die Frage nach dem Weiterleben nach dem Tod, sondern auch bestimmte zentrale Fragen hinsichtlich der Frist zwischen Geburt und Tod. Etwa: Welche Instanz es ist, die für vergangene mit meinem Namen verbundene Taten verantwortlich ist und Schuld auf sich nehmen kann, oder: Wer für die zukünftige Einhaltung von Versprechen zuständig ist, die ich jetzt abgebe. Bin ich denn morgen noch der, der ich heute war, und wenn ja, in welcher Weise? Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern, wenn ich nicht mehr der bin, aus dessen Mund es kam? Und weitere Fragen stellen sich: Gibt es etwas, was mich im Besonderen ausmacht, meine Neigungen und Abneigungen, meine Stärken und Schwächen, meine Interessen, meine speziellen Ängste etc.? Was ist meine Geschichte? Was muss ich tun, um mich selbst zu verwirklichen, wo bin ich authentisch, wo bin ich ich selbst, wo folge ich den Vorgaben von anderen, unterwerfe mich Konventionen und Autoritäten? Alle diese Fragen setzen, wenn nicht dauerhafte Stabilität, so doch eine gewisse Kontinuität des mit *ich* angesprochenen voraus – bei aller Veränderung, bei allem Wechsel.

Ich möchte noch weitere Gesichtspunkte nennen:

- a) Worum es hier geht, auf dem Feld, auf dem wir *das Ich* oder *das Selbst* sagen, ist *Ich, meine Person u.ä* eine Bezugsgröße, die von anderen und anderem abgegrenzt ist. Nur dadurch ist sie unterscheidbar, erkennbar und fixierbar. Andernfalls würde sie einfach im Strom der Wechselfälle des Lebens verfließen. Aber indem wir uns auf uns *selbst* beziehen, indem wir *ich* sagen, ist immer zugleich *anderes* und sind *die anderen* mit gesetzt. Und da, wo wir *mein* sagen und uns damit etwas *zu eigen* machen, ist immer anderes mit gesetzt, das nicht mein ist. Das kommt in der Vorstellung vom eigenen Tod besonders drastisch zum Ausdruck: Ich löse mich auf, das andere, die anderen bleiben.
- b) Aus alledem ergibt sich die unlösbare Verkettung von *Ich* (gleichviel ob substantiviert oder nicht) und Individualität. Wer ich sagt, bezieht sich auf sich als ein Individuum. Und eben durch seine Individualität ist jedes ich-sagende Wesen von jedem anderen ich-sagenden, aber auch von den vielerlei nicht ich-sagenden Wesen geschieden.
- c) Zum Ich-Sagen gehört eine wichtige Unterscheidung: Die Unterscheidung zwischen der Perspektive der ersten Person, der Ich-Perspektive, und der Perspektive der dritten Person, der Sie- oder Er-Perspektive. Es gibt „Aussagen, die in beiden Perspektiven gemacht werden können, aber in jeder der beiden eine verschiedene Weise von Wissen anzeigen. ‘Ich habe Schmerzen’, ‘ich bin

*zornig', 'traurig', 'froh', 'ich meine, dass...', 'ich wünsche', 'ich beabsichtige', 'ich überlege, ob...' sind Aussagen, die unmittelbares Wissen des Sprechers anzeigen. Wenn andere über jemand sprechen – 'er hat Schmerzen', 'er meint' usw. - müssen sie damit rechnen, dass sie gefragt werden, woher sie wissen, was sie behaupten. Diese Frage kann an den in der Ich-Perspektive Sprechenden nicht gestellt werden.*¹ Ich habe es in der Zusammenarbeit mit Malte Faber gelegentlich so formuliert: Die Perspektive der ersten Person ist eine Innenperspektive – die einzige, die wir unmittelbar einnehmen – und die Perspektive der anderen auf mich, auf den Ich-Sagenden, ist eine Außenperspektive.

Ernst Tugendhat hat für diese Besonderheit der Ich-Perspektive das Kunstwort 'Egozentrität' geprägt. *Der 'ich'-Sager weiß sich als Zentrum einer Welt und insbesondere als Zentrum einer Teilwelt von 'ich'-Sagern, deren jeder sich als ein solches Zentrum weiß.*

d) Eine besondere Schwierigkeit stellt sich mit der Frage nach der Identität. Identität ist nicht nur ein hochphilosophisches Thema, sondern etwas durchaus Alltägliches: Dass unser Personalausweis englisch *Identity Card* heißt, bedeutet: als jeweils einmalige Individuen sind wir identifizierbar durch äußere, körperliche, und sozial politische Merkmale (Staatsangehörigkeit). Für unser Thema *Ich und Mystik* ist aber bedeutsamer, dass auch wir selbst uns gewissermaßen identifizieren. Wir identifizieren uns mit unserem Leib, was uns speziell in der Erfahrung von Schmerz bewusst wird, wir identifizieren uns mit Überzeugungen, mit Gefühlen, Begierden, mit Bestrebungen, mit Interessen, aber auch manchmal mit Schwächen, Verletzungen oder Schuld. Diese Identifizierung läuft meist über das Possessivpronomen. Das ist mein Glaube, das ist mein Charakter nun einmal, das ist meine Geschichte, das bin ich, obwohl ich es nicht sein möchte. Ein Luther wohl zu Unrecht zugeschriebenes Wort trifft etwas davon. Vor dem Reichstag zu Worms zum Widerruf seiner Ansichten aufgefordert, soll er gesagt haben: *Hier stehe ich, ich kann nicht anders.* Das ist keine situative Äußerung in dem Sinne: Ich bin jetzt gerade so gestimmt, morgen könnte es anders sein, sondern hier spricht aus Luther eine zeitlose Dimension: Ich kann nicht anders aufgrund meiner persönlichen Beziehung zum unwandelbar Wahren: zu Gott und zu seiner Offenbarung.

e) **Vom Ich zur Ichsucht – vom Ego zum Egoismus.** Wenn wir *ich* sagen, sprechen wir immer aus einem Ich-Zentrum heraus. Diese Egozentrität ist nicht in unser Belieben gestellt – wohl aber, was folgt. Egozentrität hat keinerlei normative Implikationen, sondern ist ein Versuch, auf die Besonderheit der Ich-Perspektive aufmerksam zu machen. Anders steht es mit dem Wort Egoismus, das eine Bevorzugung der eigenen Person vor anderen, eine Höherschätzung des eigenen Vorteils

¹Klaus Jacobi (2012) Weichenstellungen. Überlegungen zu Ernst Tugendhats 'Egozentrität und Mystik' in: Klaus Jacobi (Hg.) *Mystik, Religion und intellektuelle Redlichkeit. Nachdenken über Thesen Ernst Tugendhats*, Verlag Karl Alber, Freiburg, S. 13-37. S.16.

vor den Interessen anderen anzeigt. Das Wort hat häufig einen negativen Klang. Zugleich aber sind wir beinahe daran gewöhnt, dass da, wo jemand *ich* oder *ich selbst* sagen kann, oft ein, wie man sagt, gesunder Egoismus unterstellt werden kann und soll. Zuweilen, etwa in allen Arten von Wettbewerb, wird geradezu gefordert, dass einem die eigenen Interessen wichtiger sind als die Interessen anderer. In den gängigen moralischen Vorstellungen ist daher die Bewertung des Egoismus immer zweideutig: Eine solche Haltung wird zugleich verurteilt und doch gelegentlich bewundert.

f) Nur anreißen kann ich hier einen wichtigen Punkt, der auch für die Argumentation der Vorlesung Bedeutung gewinnen wird. Es gibt für jeden, der *ich* sagt, mehr als einen ich-Sager, und diese Tatsache wirkt auf die eigene Person und ihre Einschätzungen von sich, ihr Selbstbewusstsein, zurück. Wer *ich* sagt, vergleicht sich auf vielfache Weise mit anderen ich-Sagern. Wenn ich eben vom Wettbewerb sprach, gehört dazu ja nicht nur der Blick auf das Eigene mit der egoistischen Bevorzugung der eigenen Person, sondern insbesondere auch der Kampf um Anerkennung. Ich in meiner Besonderheit benötige die Anerkennung der Anderen für eben diese Besonderheit. Darin aber gewinnen die anderen Macht, weil sie diese Anerkennung geben oder auch mindern oder verweigern können. Zugleich aber bedürfen sie auch meiner Anerkennung. Macht und Ohnmacht sind hier eigentümlich gemischt. - Es wird in der Rede von *dem Ich* und *dem Selbst* oft verschleiert, dass diese Rede, wenn sie überhaupt sinnvoll ist, einer Pluralität bedarf. (Vielleicht ist das ein Grund dafür, dass selbst das Eine schlechthin, wenn es als Gott gefasst, *ich* sagt, in der christlichen Theologie als Pluralität aufgefasst wird. Bereits in der Schöpfungsgeschichte sagt Elohim, wenn er mit seinem Schaffen so ernst macht, dass er sein Ebenbild schafft, von wir: Lasst *uns* den Menschen machen). Wer in substantivischer Form vom *Ich* oder *Selbst* spricht, sollte konsequent auch nach dem *Du* und dem *Wir* fragen. (Das Thema Es – die dritte Person wäre dann noch einmal auf einer anderen Ebene zu verhandeln).

Das Subjekt als Quelle der Gewissheit – Das Ich in der theoretischen Philosophie von Descartes bis Fichte

Für die Philosophiegeschichte bedeutsam ist, dass seit dem 17. Jahrhundert die Frage nach der Gewissheit von Erkenntnis im Rückgriff auf das erkennende Subjekt bearbeitet wurde. Das berühmte (*Ego cogito, ergo sum*) des Descartes beinhaltet ein Ich. Es ist, genaugenommen, ein einsames Ich ohne zweites Ich, ein einsames Ich, für das es nur die Ich-Perspektive gibt. Für einen bedeutenden Strang philosophischen Denkens von Descartes bis Fichte ist – in unterschiedlichen Ausprägungen – die unumstößliche Gewissheit des *Ich denke* gegeben.

Dieses erkennende Subjekt oder Ich, in der Regel substantiviert, hat zunächst nichts mit der Frage nach meiner individuellen Persönlichkeit zu tun, es ist eine höchst abstrakte Instanz und wird in höchst abstrakten Gedankengängen konstruiert. Aber alle diese abstrakten Gedankengänge kreisen um eine für Denker wie Descartes oder Fichte, ja, sogar für Kant, vorbegriffliche Gewissheit, die dann doch unablösbar ist von einer individuellen Person, weil sie jeweils nur in mir, in meinem Inneren auftritt. Diese Gewissheit verdichtet sich in dem Wort „Ich“. Kant und Fichte lassen mit dieser Gewissheit das *Selbstbewusstsein* ansetzen. In den Worten von Kant: *Das Bewusstsein seiner selbst (Apperzeption) ist die einfache Vorstellung des ich*. Wenn mit dieser einfachen Vorstellung des *ich* alle Erkenntnisse entspringen würden, oder in den Worten Kants: *wenn dadurch allein alles Mannigfaltige im Subjekt selbsttätig gegeben wäre, so würde die innere Anschauung intellektuell sein*. (KdV, B 69). In den Worten Johann Gottlieb Fichtes: *Die intellektuelle Anschauung ist das unmittelbare Bewusstsein, dass ich handle und was ich handle... Dass es ein solches Vermögen, der intellektuellen Anschauung gebe, lässt sich nicht durch Begriffe demonstrieren, noch, was es sey, an Begriffen entwickeln. Jeder muss es unmittelbar in sich selber finden, oder er wird es nie kennenlernen.*“²

Die Subjektphilosophie von Kant bis zum Deutschen Idealismus hat durchaus eine mystische Seite. Ich erinnere hier an etwas, das vorletzte Woche gesagt wurde. Es wurde Jens Halfwassen zitiert mit der Aussagen: *Die intellektuelle Anschauung ist eine genuin philosophische Form mystischer Erfahrung*. In den Worten Fichtes aber ist eine intellektuelle Anschauung, so aufgefasst, nichts Mystisches, sondern das, was jeder menschlichen Erkenntnis zugrunde liegt. Es ist etwas ganz Einfaches, nämlich die Selbstgewissheit des erkennenden Subjekts, das bei Fichte dann auch als ein handelndes Subjekt konzipiert wird. Es ist das Ich, denkend und handelnd, das in der intellektuellen Anschauung mit absoluter Gewissheit erschlossen wird. Intellektuelle Anschauung, grob gesagt, ist Sehen und Erkennen mit den Augen Gottes.

Der Mensch kann nach Fichte mit den Augen Gottes sehen – aber was er sieht, ist nicht die ganze Schöpfung, auch nicht ein großer oder kleiner Teil von ihr, sondern einzig, wenn man so sagen darf, ein ausdehnungsloser und inhaltsleerer Punkt: Ich. Aber die Gewissheit, dass ich es bin, der handelt, der will, der denkt, dass in jedem Bewusstseinsvorgang ich dabei bin, das ist für Fichte eine Art mystische Gewissheit. Fichte geht es darum, die intellektuelle Anschauung gwissermaßen zu entmystifizieren. Als Gewissheit des Ich ist sie in jedem Menschen angelegt, jedem Menschen prinzipiell zugänglich. Lassen Sie es mich genauer sagen: Diese Anschauung ist eigentlich nicht zugänglich, denn sie ist immer schon da. Wenn wir uns aber dieses Ichs bewusst werden, dann, und das will Fichte als Philosoph darlegen, erweist es sich als der archimedische Punkt, von dem aus

²Fichtes Werke I, S, 463,

sich eine Welt – ja, vielleicht die Welt selbst – konstruieren lässt. Indem *Ich sich bewusst wird* – oder indem *ich mir bewusst werde*, geht das Selbstbewusstsein auf. Selbstbewusstsein ist also derjenige Zustand, worin dem Menschen diese Anschauung zugänglich wird. Praktisch beginnt mit dem Selbstbewusstsein auch die Selbstbestimmung des Menschen, seine tätige Freiheit. Fichtes Gedankengang, durchaus umstritten, trifft immerhin etwas, das schon für Meister Eckhart ein Wunder war: Das Wunder des ich-Sagens, ich-Erfahrens, und das Wunder der Welten, die sich damit erschließen, allerdings auch der Schauer der Abgründe, die sich damit eröffnen.

Zurück zu Fichte. Die Schwierigkeit, die aufgrund seiner Argumentation allerdings hier auftritt, besteht in einem Sprung über ein Kluft hinweg: es ist der Sprung vom abstrakten Ich der intellektuellen Anschauung zum empirischen Ich, der jeweils besonderen Person mit ihren Stärken und Gebrechen, mit ihren Neigungen und Abneigungen, mit ihren Meinungen und Überzeugungen, mit ihren guten und ihren verwerflichen Bestrebungen. Wie kommt man vom Ich der intellektuellen Anschauung zur konkreten Person, ihrem Bewusstsein über sich und ihren Illusionen über sich? Was ist das für ein Spalt zwischen beiden? Nur ein Hinweis: Das leere abstrakte Selbstbewusstsein der intellektuellen Anschauung ist in gewisser Weise unfehlbar. Aber zum konkreten Selbstbewusstsein meiner Person gehört empirisch immer auch die Selbsttäuschung.

Wir verlassen jetzt diese theoretische Auseinandersetzung, die vor allem für den Deutschen Idealismus kennzeichnend ist, zunächst, um auf eine praktisch-politische Seite des *Ich* oder des *Selbst* zu sprechen zu kommen.

Das Ich als Quelle freien Handelns – zur Grundlegung liberaler Rechtsstaaten

Wir machen - scheinbar – einen Sprung. Wenn es um die Grundlage liberaler Rechtsstaaten geht, so sind die maßgeblichen Theorien dazu in Schottland und Frankreich formuliert worden, in denen weder die Argumente Kants noch die des nachfolgenden Deutschen Idealismus präsent waren. Aber es gibt in der Sache Verbindungen, die ich heute nur andeuten kann. Wesentlich für alle liberalen politischen Theorien ist der Begriff der *Selbstbestimmung*. Vorausgesetzt wird dabei eine ihrer Interessen, Ziele und Möglichkeiten bewusste, also eine selbstbewusste Person, die zugleich ein Bewusstsein von ihrer Stellung in einer Gemeinschaft und von der der politischen Gemeinschaft hat, und dementsprechend sowohl ihr persönliches Leben gestaltet als auch ihr Leben in der Gemeinschaft.

Freiheit, verstanden als Freiheit des Individuums – das ist das große Thema der Politik in modernen liberalen Staaten. Diese Freiheit ist die Freiheit der Person, die *ich* sagt, die von sich sagen kann: *Ich weiß, was ich will, und will das, von dem ich weiß, dass ich es will, auch nach Kräften realisieren*. Dabei wird ganz offen gelassen, was da gewollt wird.

Diese Offenheit findet sich in der *Declaration of Independence*, die die Freiheit des Individuums als Basis jeder staatlichen Gemeinschaft ansieht.

Man kann die Idee der Selbstbestimmung durchaus, wie Kant und Fichte, mit dem metaphysischen Pathos des Deutschen Idealismus anreichern. Auf dem Grunde der empirischen Person, die gut oder böse, begabt oder unbegabt, intelligent oder dumm sein mag – oder, wie die meisten von uns, irgendwo in der Mitte – da gibt es dieses gleichsam im Blick Gottes, in der intellektuellen Anschauung – geschaute Selbst des Selbstbewusstseins, ausgestattet mit einer Würde, die unantastbar ist, weil aller schnöden Empirie entzogen.

Wenn man so denkt, dann sieht man oder unterstellt man in allen realen Menschen auch die Möglichkeit einer Beziehung zu dieser absoluten Instanz und spricht damit auch ihrem empirischen Tun und Lassen wenigstens einen Hauch dieses Ursprungs zu. Von daher ließe sich der unendliche Wert der individuellen Selbstbestimmung, der Freiheit der Person, erklären, wie er der Idee nach seit dem 18. Jahrhundert in den Verfassungen freiheitlicher Rechtsstaaten angenommen wurde.

Aber rein aus dieser doch anfechtbaren Idee einer Selbstbestimmung, die großzügig über Schwäche und Schuld der Menschen hinwegsieht, lassen sich liberale Demokratien nicht erklären. Ein zweiter Gesichtspunkt kommt hinzu, für den nun doch das persönliche Ich oder Ego von Bedeutung ist. In der Politik und auch in der politischen Philosophie hat sich die realistischere Lesart der schottischen Aufklärung eines Adam Smith durchgesetzt: Selbstbestimmung kann und wird, davon geht man von Adam Smith bis zu modernen politischen Theorien aus, in der Regel mit *Selfishness*, mit Egoismus, einhergehen. Es ist eine besondere Aufgabe moderner liberaler Staaten, diesem Egoismus vermittels des Rechts einen zugleich begrenzten und geschützten Raum zu gewähren. Wir sind hier denkbar entfernt von aller Mystik. Denn es sind jeweils voneinander unterschiedene Personen, die im Wettbewerb der Wirtschaft ihren Vorteil, ihren Erfolg suchen, während sie sich in der Politik um die Durchsetzung ihrer Interessen, auch auf Kosten anderer, bemühen.

Aus dieser Vorstellung ist insbesondere ein Bild des Menschen hervorgegangen, das bis heute äußerst einflussreich ist: das Bild des Homo oeconomicus, der als ein egoistischer rationaler Nutzenmaximierer angesehen wird. Eigeninteresse, Streben nach Privatvorteil, verbunden mit einer instrumentellen Vernunft, die äußerst findig ist in der Wahl der Mittel, aber keine Ziel hat außer dem einen, dem Egoismus ihres Trägers Folge zu leisten. In den klassischen Verwendungen, wie sie bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts in wissenschaftlichen Theorien von Wirtschaft und Politik dominierten, gilt der Homo oeconomicus ein stilisiertes Bild des normalen Menschen. Er ist festgelegt auf seine Präferenzen, seine Vorlieben und Abneigungen, und tut im Leben alles, um

seiner unveränderlichen Präferenzstruktur – man spricht von einer Präferenzordnung zu entsprechen.

Wichtig ist nun, dass Ökonomen, Politikwissenschaftler und politische Philosophen zu zeigen versucht haben, dass eine Welt aus lauter egoistischen Nutzenmaximierern eine gute und glückliche Welt sein kann. Das Menschenbild dieser Wissenschaftler und Denker ist geprägt von der Annahme, dass ein Mensch, je mehr er erlangt, was er begehrt, und je mehr er von sich fernhalten kann, was er nicht begehrt, desto glücklicher ist. Das Paradies ist eine Welt, wo alle egoistisch sein dürfen und handeln dürfen mit dem guten Gewissen, dass alle anderen das auch dürfen und dass dabei doch alle glücklich werden. Wenn man Yuval Noah Harari in seinem Buch „Homo deus“ folgt, kann man sagen: Das Ideal einer solchen Welt ist Leben von unendlicher Dauer, ist maximales Glücksempfinden für jeden Menschen nach seinem privaten Geschmack, und nicht zuletzt grenzenlose Macht der Menschheit, um die Welt und den Menschen soweit umzugestalten, das ewiges Leben und unablässiges Glück gesichert werden können.

Ich hoffe, dass Ihnen bei den letzten Bemerkungen ein wenig schwindlig geworden ist. Selbstbestimmung, Freiheit – davon kann kaum jemand von Ihnen heute Abstand nehmen wollen: Jeder von uns möchte sein Leben führen, und das setzt immer mit der Ich-Perspektive an: Jeder sagt: Ich möchte mein Leben führen können. Moderne Staaten setzen bei diesem Wunsch an, und bieten die Verheißung, dass dieser Wunsch, in Maßen, ja, in immer größerem Ausmaß erfüllt werden könnte. Aber die mehr und mehr zu erlebenden Folgen dieser Konstruktion von Staat und Gesellschaft sind schwindelerregend und auf nicht Weniges blickt man mit Schauder. Und wenn wir bedenken, wie heftig bereits ein Virus, ein Nichts gewissermaßen, eine solche Welt erschüttern kann...